

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 31

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646377>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

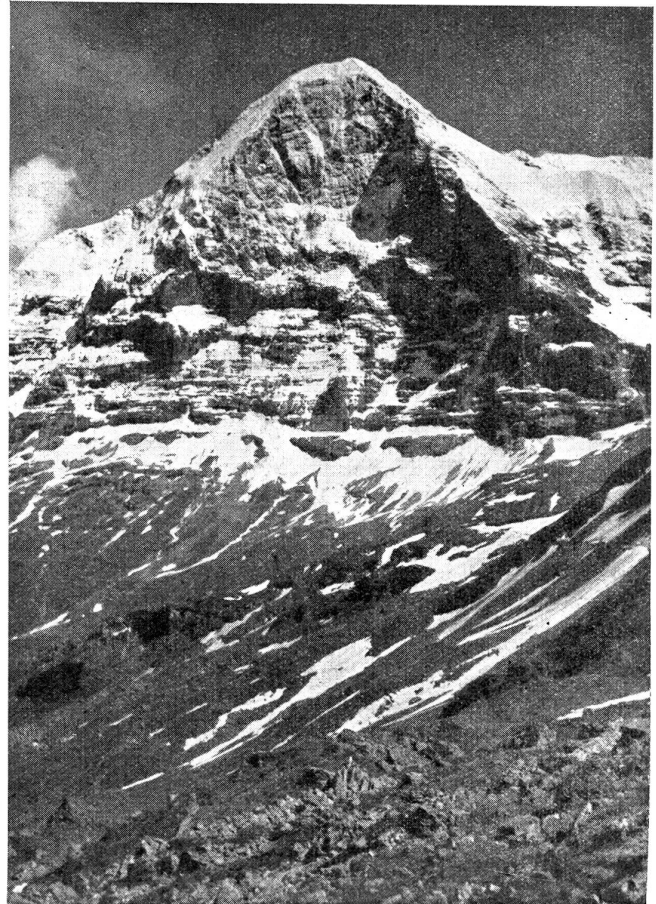
Offenbar haben die Welschen zu diesem ehrenvollen Ergebnis ein Wesentliches beigetragen.

Am Abend des 28. November feierte Bern seine Wahl zur Bundesstadt mit großer Begeisterung bis spät durch andauernde Kanonenschüsse aus Zwölfpfündern und einem Fadelzug. Vor dem Erlacherhof, wo der neugewählte Bundesrat seinen vorläufigen Sitz aufgeschlagen hatte, wurde ihm durch die Stadtmusik ein Ständchen gebracht. Namens der Bevölkerung sprach Studiosus Schärer (vermutlich der später als Volksredner höchstbeliebte Rudolf Schärer, Direktor der Irrenanstalt Waldau). Ihm antworteten die Bundesräte Furrer und Druen, deren patriotische Reden ebenfalls mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurden. Später hielt der Zug noch vor dem Gasthof zum „Bären“, wo wieder patriotische Reden gewechselt wurden. Die gesamte Bevölkerung war in freudiger Erregung.

Die Wahl zum Bundesitz legte nun Bern mancherlei Verpflichtungen auf. Es mußte namentlich für die Erstellung der erforderlichen Räumlichkeiten, für Ratsäle und Bureaus der Bundesverwaltung sorgen. Es scheint, daß diese Bedingungen von der Einwohner- und der Bürgergemeinde nur mit Widerstreben angenommen und ausgeführt wurden. Von der Einwohnergemeinde wurde das erste Bundeshaus, der heutige Westflügel, am Platze der frühern „Ochsenheuer“, erst 1858 fertig erstellt. Dieser üble Namen hat noch lange den Spöttern zu guten und schlechten Wiken Stoff geboten.

Es wird auch berichtet (s. histor. biogr. Lexikon, Band II, S. 154), daß zunächst zwischen Bundesrat und Berner Regierung ein schlechtes Verhältnis geherrscht habe. Der Bundesrat war für korrekte Neutralität, die Berner Regierung für europäische Revolution. In den Blättern der Bärenpartei sei der Bundesrat maßlos beschimpft worden. (Differenzen zwischen Ochsenbein und Stämpfli?)

Infolge der gewaltigen Entwicklung der Bundesverwaltung, die sich den erhöhten Anforderungen der Zeit anpassen mußte, sind auch die Verpflichtungen der Bundesstadt immer größer geworden und haben gewaltige Opfer gekostet. Aber trotzdem möchte die Bevölkerung Berns die Ehre und die Vorteile des Bundesitzes niemals preisgeben, und obwohl man in der übrigen Schweiz gerne über alles „was von Bern kommt“ zu schimpfen gewohnt ist, sind doch die werten Mitleidgenossen darüber einig, daß Bern als Bundesstadt sich verdient gemacht und ihm diese Ehre mit vollem Recht gebührt.



Der Eiger.

Photogr. Aufnahme von O. Stoll.

Zu obigem Bilde. Diese vortrefflich gelungene Aufnahme läßt so recht das Unmögliche des Experimentes der Bezwingung der Eiger-Nordwand erkennen. Sechs Todesopfer (alles Ausländer) hat sie dieses und letztes Jahr gefordert. Wir finden, es sollte nun genug sein mit dem Versuch, diese Nordwandbesteigung durchzuführen. Unsere Schweizer Bergführer haben schon längst die Unmöglichkeit eingesehen und verzichteten freiwillig auf die Befriedigung eines falschen Ehrgeizes. Der bernische Regierungsrat hat nun einen Schlußtritt unter diese tollkühnen Unterfangen gesetzt, indem er bis auf weiteres das Begehen der Eiger-Nordwand verbietet und das Regierungsrathhalteramt von Interlaken beauftragt, ein gerichtliches Verbot zu erwirken.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

31

Die graue, sehnige Madenzie-River-Hündin, deren starke Rippen der abgemagerte Körper selbst unter der dicken Behaarung erkennen ließ, hatte wieder Mut gefaßt und schlich von neuem heran. Er mußte sich daran erinnern, wie oft er sie hatte hungern lassen, wie oft sie sich unter seinen Peitschenhieben winselnd im Schnee gekrümmt. Jetzt würde sie das alles ausgleichen, ihre Fänge in seine Gurgel schlagen und in sein blutendes, zuckendes Fleisch eingraben. Mit einer Reihe absöner Flüche versuchte er sie zurückzutreiben. Es gelang ihm, denn sie kannte diese Flüche, hatte sie fürchten gelernt. Sie weisagten niemals etwas Gutes. Und den Augenblick benutzend, strengte er sich von neuem mit aller Macht an, seine Fesseln zu zersprengen. Der Versuch hatte aber wieder nur das eine Ergebnis, daß er sie noch etwas loser fühlte als vorher.

Die Hunde hatten jedoch jetzt alle Furcht verloren. Sie standen im Kreise dicht um ihn herum, ihre lauernden

Blicke auf ihn gerichtet. Sie rochen das Blut an seinem Kopfe und die erwachte Gier ließ den Geifer von ihren Lippen tropfen. Wieder suchte er sie mit einem Schwall wilder Flüche zu vertreiben, aber sie rührten sich nicht. Hatten begriffen, daß er hilflos war. Aus ihren bösen, schiefgeschlitten Augen beobachteten sie, wie er sich vergeblich in den Fesseln wand. In ihrer unheimlichen Wolfschlaue warteten sie auf den rechten Augenblick, sich auf ihn zu stürzen und ihn zu zerreißen.

Wenn er doch nur freikommen könnte aus diesen verdammten Lederriemen! Jetzt glaubte er, seinen Arm ein wenig bewegen zu können. Aber er mußte eilen, kein Augenblick war zu verlieren, denn immer dreister wurden die Bestien.

Eine neue Anstrengung, ein neues Zerren an den Fesseln — und ein unartikulierter Ausruf der Freude, als er

seinen Arm, wenn auch mit zerschundenem Gelenk, aus den Riemen herauszuziehen vermochte.

Er fühlte den übelriechenden Atem der Hunde an seinem Gesicht und schlug mit der eben freigewordenen Faust nach ihnen. Sie sprangen im Schreck zurück, stürzten sich aber auf ein Signal des einen sofort wieder auf ihn. Und diesmal im Ernst. Er brachte es gerade noch fertig, auch den linken Arm aus der Fessel zu lösen. Keinen Augenblick zu früh, denn sie fielen bereits über ihn her.

Er warf sich auf seine Knie und den Kopf durch die Arme deckend, führte er einen hammerschweren Schlag nach dem, der ihm am nächsten war. Er traf voll in dessen Gesicht und er flog zurück, wie von einer Kugel getroffen. Aber die andern waren schon wieder auf ihm. Sie hatten ihn unter sich, knurrend, mit zusammenschnappenden Fängen, in einem Wahnsinn von Wut und Gier. Zwei schnappten nach seinem Gesicht. Er lag auf dem Rücken und packte beide an der Gurgel. Seine Hände waren zerbißen und bluteten, aber er hielt sie fest in eisernem Griff. Es war vergeblich, daß sie sich wanden und drehen, um sich ihm zu entwinden.

Mit seinen mächtigen Händen würgte er sie wie in einem Schraubstock, brauchte sie als Schild gegen die anderen.

Langsam arbeitete er sich wieder in eine sitzende Stellung und schleuderte einen von ihnen gegen den Zelteingang. Mit der freigewordenen Faust schlug er dann auf die andern ein, daß sie mit lautem Geheul zurückwichen. Aber in seiner linken Faust hielt er noch immer die graue Hündin. Mühsam zwang er sie unter seine Knie, riß ihren Oberkörper zurück, bis unter einem gräßlichen Schrei und mit einem schauerlichen Knacken, das Rückgrat zerbrach.

Dann befreite er sich von dem Rest der Fesseln. Er hatte zahlreiche Bißverletzungen und Kratzwunden und blutete an vielen Stellen, aber er hatte gesiegt.

„Der verdammte Schuft“, knirschte er, „er wollte, daß die Hunde mich zerreißen sollten.“

Mit wutverzerrtem Gesicht blinnte er umher. Da fehlte alles von ihrer Ausrüstung und er war dem Verhungern preisgegeben. Aber halt! Eins hatte er vergessen. Die Streichhölzer. Das ließ Stokes wenigstens die Möglichkeit, sich warm zu halten.

Er hob die Büchse auf und machte ein Feuer im Ofen an. Und während er das tat, dachte er über die Rache nach, die er an dem Geflohenen nehmen wollte. Denn es war klar für ihn, daß er ihm folgen würde, Tag und Nacht, bis er ihn eingeholt hatte, um ihm heimzuzahlen, was er ihm getan. Jeden Faden seiner Kleidung würde er ihm vom Leibe reißen und ihn nackt in den Schnee werfen. Noch einmal warf er einen Blick umher, um zu sehen, ob nicht doch irgendwo noch etwas Proviant zurückgeblieben sei. Nichts.

„Verdammte Polarlaus! Aber warte nur, wie ich dich noch zertrete!“

Schäumend vor Wut legte er seine Schneeschuhe an und trat hinaus.

Seine Augen suchten Spuren, die D'Sullivan im Schnee zurückgelassen. Dort, in langer Kette zogen sie sich hin.

Sofort machte er sich daran, ihnen in größter Eile zu folgen. Sie waren in der reinen, weißen Schneedecke ganz deutlich und nicht zu verfehlen. Ein paar mal bückte er sich, um sie genauer zu prüfen. Die Ränder des eingedrückt Schnees zeigten scharfe Kanten. Stokes berechnete, daß der Verfolgte wenigstens fünf Stunden Vorsprung hatte. Hätte er die Hunde einfangen und vor den Schlitten spannen können, wäre er wesentlich im Vorteil gewesen. Aber sie waren zu sehr eingeschüchtert und in den Wald geflohen. So war er allein auf seine Kraft und Ausdauer angewiesen.

Mit gesenktem Kopf und nach vorn gebeugtem Oberkörper stemmte er seine mokassinbeleideten Füße in das breite Netz der Schneeschuhe und folgte mit eiligem, aber stetigem Schritt dem Trail. Einen Vorteil hatte er vor

dem Flüchtenden aber doch voraus. Der mußte den Trail brechen und er konnte den gebrochenen Trail benützen. Das gab ihm die doppelte Geschwindigkeit.

Er knirschte mit den Zähnen, als er sich den Augenblick ausmalte, wo er mit D'Sullivan zusammentreffen und seine Rache an ihm fühlen würde. Die Ungeduld ließ ihn jeden seiner Schritte noch um einen Zoll verlängern.

Nach einiger Zeit kam er durch ein langes, offenes Tal, wo der durchstreifende eisige Wind jede Fährte verwischt hatte. Es machte einen totverlassenen Eindruck, als ob es von Ewigkeit her verflucht und von allem Lebendigen gemieden worden sei. Die dunklen Tannen zu beiden Seiten standen in Reihen wie boshafte Kobolde aus einem Schauernmärchen, die Wache stehen mußten und vermehrten nur noch die tote Einsamkeit. Und über dem allen lag das grauenhafte, herz-erstarrende Schweigen der Nordlandwildnis.

Stokes blieb indessen unberührt davon. Er konnte zu jeder Zeit den Kampf mit diesem elenden Lande aufnehmen und es unter seine Füße treten. Ihn konnte es nicht unterkriegen.

Es war kalt, so kalt, daß man sich nicht mehr vorstellen konnte, es könne zu irgendeiner Zeit wieder einmal warm werden. Das lebte nur wie ein verblaßtes Märchen in der Erinnerung. Eine Körperstelle dieser Kälte auszusetzen, hieß immer sofort einen glühenden Stich an ihr fühlen, der das Erfrieren anzeigte. Wenn die feuchende Lunge in scharfen Zügen die eisige Luft einsog, hatte er stets das Gefühl, als ob sie darunter in einen Krampf geriete. Die Augen schmerzten und grimmten, und die Wimpern lagen über ihnen wie eine zackige Eisleiste. Auch in seiner Nase hatte sich ein Eisschorf gebildet und sie begann zu bluten.

Einen Moment lang hielt er seine Schritte an.

„Du verdammtes Land!“ fluchte er und hob die Faust.

Er hatte nichts gegessen und die eisige Luft erzeugte einen quälenden Hunger. Visionen von Nahrung, hauptsächlich fettiger Nahrung, Speck, Fett, Schweinefleisch und Talg äßten ihn. Wenn er da herzhast hineinbeißen und große Stücke davon verschlingen könnte. Aber es gab nichts für ihn, solange er D'Sullivan, der ihn bestohlen, nicht eingeholt.

Also vorwärts!

Später kam er an eine Stelle, wo der Verfolgte gerastet hatte, denn er fand hier einen Haufen Asche.

„Er hat also doch Streichhölzer!“ zischte er.

Voll Spannung suchte er umher, ob nicht vielleicht ein verstreuter Bissen Nahrung zurückgeblieben sei. Aber da war nichts. Nicht das geringste.

Weiter ging die Wanderung. Die Nacht kam und er war gezwungen, Rast zu machen. Die Kälte hatte jedes Atom von Feuchtigkeit in der Luft gefroren und als winzigen Eisstaub auf die Erde herabsinken lassen. Die Nacht war deshalb von kristalliner Klarheit, mit Millionen funkelnder Sterne über den dunklen Himmel gestreut. Manchmal knatterte ein Strom statischer Elektrizität durch die Atmosphäre und im Walde knallten die Bäume im Frost, wenn der gefrorene Saft die Äste und Stämme sprengte. Es klang scharf wie ein lauter Büchsen schuß.

Er suchte sich Holz zusammen und legte ein großes Feuer an. Das wenigstens konnte er sich verschaffen. Achtzehn Stunden lang saß er vor ihm im Dunkel der Winter- nacht, ihm abwechselnd die Vorderseite seines Körpers und den Rücken zuwendend. Aus Furcht vor dem Erfrieren wehrte er sich gegen den Schlaf, der sich mit bleierner Schwere auf seine Sinne legte.

Wenn er doch wenigstens einen Kessel hätte, um Wasser darin zu kochen. Es gab Rentiermoos genug unter dem Schnee zu einer Suppe, und mancher hatte sich schon mit einer solchen vor dem Verhungern geschützt. Schließlich hätte er

auch ein Stück von seinen Mokkasins kochen und verzehren können.

Da er aber eben nun keinen Kessel und kein Wasser besaß und er sein Hungergefühl unbedingt stillen mußte, schnitt er ein Stück aus seinen Mokkasins heraus und hielt es gegen das Feuer, um die daran befindlichen Haare abzusengen. Als das geschehen war und die Ränder zu verkohlen begannen, steckte er es in den Mund. Es war wenigstens warm, wenn nichts anderes. Aber selbst seine starken Zähne konnten es nicht durchbeißen. Er zerriß es indessen in kleine Stücke und verschluckte diese. Es würde dem Magen Beschäftigung geben, wenn auch keine Nahrung.

Nach einer langen, langen Nacht kam endlich der Morgen. Ein trüber, leichenhafter, unheilverheißender Morgen, und er konnte sich wieder auf den Trail begeben.

Er fühlte aber die Anstrengung. Hunger und Blutverlust hatten ihn geschwächt, so daß seine Schritte unwillkürlich kürzer wurden und der Stand seiner Füße auf dem Neß der Schneeschuhe weniger elastisch. Aber mit doggenmäßiger Verbißtheit und Ausdauer schritt er vorwärts, ein einziges, fleischgewordenes Gefühl von Haß und Rache.

Von neuem untersuchte er die Spuren O'Sullivan's, die sich vor ihm in endlose Ferne streckten und war überrascht, die Ränder und Eindrücke so scharf und hart zu finden. Er war ihm also doch nicht nähergekommen, wie er geglaubt hatte.

Das raubte ihm aber seine Zuversicht nicht. Es gab zu viele Möglichkeiten auch für den anderen, Distanz zu verlieren. Er brauchte vielleicht einen Ruhetag, mochte einmal die Zeit verschlafen, oder sich den Fuß verstauchen. Dann —

Das insolente, bösertige Grinsen, nur jetzt noch zehnmal bössartiger, verzerrte wieder seine Lippen, als er sich das Entsetzen des Kleinen vorstellte, wenn er plötzlich vor ihm stehen würde.

Er konnte aber nicht länger im Zweifel darüber sein, daß er schwächer wurde. Ein- oder zweimal stolperte er, und das letzte Mal blieb er eine Zeitlang im Schnee liegen, bevor er sich wieder mühsam aufrichtete. Er fühlte, daß er eine Rast nötig hatte. Die Kälte war durchdringender als zuvor, unbarmherzig durchdringend. Er hatte nicht länger die Kraft, ihr zu widerstehen. Sie biß und stach und brannte ihn, so bald sie auch nur das geringste Stückchen entblößte Haut traf. Er versuchte, sich dagegen zu schützen, indem er die Haube seiner Parka vor dem Gesicht zusammenzog, so daß nur gerade noch die Augen eine schmale Öffnung zum Ausblick fanden.

So wanderte er weiter durch die gefrorene Stille der weiten, toten arktischen Wildnis, knirschend vor Wut, nach Rache verlangend, drohend wie der dunkle Schatten eines Verfluchten.

An einer Stelle, wo eine kleine Gebüschgruppe die weite, leere Ebene um ihn unterbrach, hielt er seine Schritte an. Der Himmel wölbte sich wie eine Grotte von Eis über ihm. Soweit seine Blicke wandern konnten, lag das Land vor ihm in der müden Apathie grenzenloser Qual, schweigend, hoffnungslos, traurig. Eisiges Land und eisiger Himmel bildeten ein Ganzes, eine Falle, die ihn festhielt. Und über allem lag in der ganzen Ungeheuerlichkeit seiner würgenden Schreien der Titanengeist der arktischen Wildnis und brütete Unheil. Lachte über die armelige Kreatur hier, spöttisch, höhnisch, geisterhaft triumphierend.

Ein eisiges Schüttern rann durch den Körper des Mannes. Die Nacht kam heran, und er mußte Holz herbeischaffen und ein Feuer anmachen.

Und wieder hatte er als Mahlzeit nichts wie ein Stückchen gerösteten Mokkasins.

Ueber ihm glitzerten rachsüchtig die Sterne. Grün, blau und rot. Und sie tanzten auf und nieder. In dieser Nacht kostete es Stokes eine fürchterliche Anstrengung, wach zu

bleiben. Mehrere Male fiel er in Schummer und der haltlose Körper sank nach vorn, fast in das Feuer. Sein Bart war verengt, sein Gesicht zeigte Brandwunden, aber den Rücken fühlte er wie in Eis eingeklossen.

Am Morgen zeigte der Himmel ein stumpfes, undurchsichtiges Bleigrau, aber die Kälte war etwas geringer. Und bis in endlose Weite hinein streckte sich O'Sullivan's Trail. Stokes schüttelte verwundert den Kopf.

Wo in aller Welt wollte der Kerl denn eigentlich hin? Stokes hatte damit gerechnet, daß er sich nach Dawson wenden würde. Das war zwar kein ganz sicherer Platz für ihn, aber er hatte Freunde dort, die ihn für eine kurze Zeit verbergen und ihm dann weiterhelfen konnten. Entweder hatte er also seine Absicht geändert, oder er war in die Irre gegangen.

Das letztere schien das Wahrscheinlichere.

Dann durfte Stokes seinem Trail aber nicht länger folgen. Er hatte das für seine Sicherheit eigentlich schon zu lange getan, denn er war fertig mit seinen Kräften. Wenn er sich selbst noch retten wollte, dann mußte er ihn einstweilen laufen lassen und die Richtung nach Dawson zurück einschlagen.

Im Verfolg dieses Entschlusses bog er fast rechtwinklig von dem Trail ab, der ihn zuletzt über ein ausgedehntes Hügelgelände geführt hatte. Es war ein schlimmes Gehen, denn jetzt hatte er den Trail selbst zu brechen. Meile für Meile setzte er mit verbissener Ausdauer seine Füße vorwärts. Der Schneeschuh sank durch die gefrorene Oberfläche tief in den darunterliegenden weichen Schnee und mußte wieder senkrecht herausgehoben werden, weil sich seine Spitze sonst in die vordere Schneewand bohrte und ihn zu Falle brachte. Er merkte, wie er schwächer und schwächer wurde.

Ein paarmal kam ihm der Gedanke, ob er nicht etwas zu voreilig über dieses Nordland triumphiert habe, als er ihm die Faust zeigte und zurief, er sei der Stärkere, und es könne ihn nicht unterkriegen.

Es war eine seltsame Stille in der Luft, nicht die gewöhnliche, an sich schon bedrückende Stille der Wildnis, sondern eine unnatürliche, unheilverkündende, ein Vakuum zurückgehaltenen Atems. Im Norden erschien der Himmel in einem melancholischen Zwielft, das sich aber rasch zu einer den ganzen Horizont umspannenden Dunkelheit verdichtete.

Ein Blizzard! Das war das letzte!

Immer dunkler wurde es um ihn her.

Und dann brach die Hölle los.

Er war mitten darin in der schmutzig-grauen Dunkelheit, den tobenden Wirbeln von Eisstaub, die über die Ebene fegten. Nicht zwei Schritte weit konnte er sehen. Die gegen sein Gesicht gepeitschten Eiskristalle machten ihn blind. Hatte er den Zorn dieses Nordlandes herausgefordert mit seiner prohigen Drohung, daß er der Stärkere sei und es ihn nicht unterkriegen könne? Und wollte es ihm jetzt zeigen, daß auch ein Kraftmensch wie er doch nur ein hilfloses Kind war, wenn es seinen Eishauch in einem Orkan über die Erde sandte?

Noch einmal lebte sein ganzer Troß, das prohige Bewußtsein seiner Kraft in ihm auf. Er senkte den Kopf und schob sich wie ein Stier in den Wirbel des Sturmes hinein.

Die Nacht lag jetzt um ihn, dunkel wie eine Kohlengrube, und durch ihre Leere raste der Orkan mit wahn sinniger Gewalt, trieb Schneeberge vor sich her und schleuderte sie in zerpeitschten Wolken über das Land. Der Wald freischte vor Furcht und die Tiere der Wildnis krochen zitternd tiefer in ihre Höhlen. Nur der Mann hier, der Mensch, warf sich weiter, Schritt für Schritt in den Sturm. Berg hohe Schneewehen rasten gegen ihn an, wie mit Messern schnitt der Wind durch seine Kleidung bis auf die Knochen, aber er wußte, daß er vorwärts mußte, in Bewegung blei-

ben, stolpern, fallen, sich wieder aufraffen und wieder stolpern, stapfen und fallen.

Er kämpfte um sein Leben. Der Hunger war vergessen. Nicht länger kamen die Visionen von Speck und Fett und Talg; er dachte nicht länger mehr an seinen Durst, an seine glühenden Nachgelüste, die ihn in diese Gefahr gebracht. Ausgelöscht war das alles. Nur der eine Gedanke war ihm tierisch-instinktmäßig bewußt, daß er in Bewegung bleiben müsse, wenn er nicht schon im nächsten Moment steifgefroren im Schnee vergraben sein wollte.

Aber es war Hölle, sich nicht hinzulegen, wo jeder Muskel in seinem Körper nach Rast und Ruhe schrie. Nur seine lebenslange Gewohnheit, alles und jedes unter seinen Willen zu beugen, ermöglichte es ihm, auch seine todmüden Muskeln zu weiterer Arbeit zu zwingen. Er kam vorwärts. Irgendwie. Mit verzweifelter Langsamkeit. Aber er kam vorwärts. Daß er sein Leben noch retten konnte, erschien ausgeschlossen, aber solange er noch in seinem Körper war, würde er darum kämpfen, bis seine abgestumpften Sinne nicht mehr fähig waren, einen letzten Willensimpuls zu erzeugen. (Fortsetzung folgt.)

Stadt und Land im Lift.

Natürlich ist in dem großen Hause an der Kreuzstraße ein Lift eingebaut. Heutzutage wird doch kein hochmodernes Geschäftshaus ohne Lift erstellt.

In einem der großen Bureaus des Hauses an der Kreuzstraße verrichte auch ich meine tägliche Arbeit. Ich komme da eines Morgens eine halbe Minute vor acht Uhr atemlos zur Haustüre herein. Höchste Zeit! Verflut nochmal. Soeben ist der Lift abgefahren. Ich schaue durch das kleine Fensterchen in der Lifttüre. Ja natürlich. Er fährt aufwärts. Donner und Doria, jetzt heißt es warten, warten. Und jede Sekunde kann es acht Uhr schlagen. Wenn mich der Chef erwischt, mon Dieu, das wird ein Donnerwetter geben.

Ich gehe auf und ab, aber der verfluchte Lift kommt nicht. Ich tobe heimlich aus Leibeskräften, ich schlage mit der Faust einige Male an die Lifttüre, umsonst.

Da geht die Haustüre. Ein alter, gebrechlicher Bauersmann in abgetragener, alttümlicher Kleidung kommt herein, geführt von einem etwa 25jährigen Bauernburschen, sehr wahrscheinlich seinem Sohn. Der Alte geht gebeugt, und jede Miene seines Gesichtes verrät die Anstrengung des Gehens. Das ganze Neußere der zwei läßt darauf schließen, daß sie aus einem weitabgelegenen Erdwinkel herkommen.

Sie sind verwundert, daß ich sie zum Warten auffordere. Fahren? Erstaunt blicken mich beide an und sind glücklich, daß sie nicht mühsam Schritt für Schritt die Treppe hinaufsteigen müssen.

Von einem Kirchturm erschallen acht Glodenschläge. Der letzte ist kaum verklungen, als der Lift leer unten ankommt.

Während der Fahrt blicken die beiden verwundert und ein bißchen ängstlich um sich. Die Sache scheint ihnen nicht ganz geheuer zu sein.

Im zweiten Stockwerk, bei Dr. Amsler, steigen sie aus. Mit dankbarem Aufatmen zieht der Alte seine Geldbörse und fragt: „Was sind wir schuldig?“

Als ich die Türe zur Weiterfahrt schließe, breche ich in heiteres Lachen aus. Aber bald verschwindet das Lachen. Ich schäme mich. Ich habe geflucht und gewettert, weil der nicht gleich zur Stelle war. Was sind wir schuldig? Fortwährend tönt es mir in den Ohren. Schamröte steigt mir ins Gesicht. Der einfältige Lift, dieses alltägliche, selbstverständliche Ding! Erst jetzt erkenne ich, welch wunderbares Geschenk er ist.

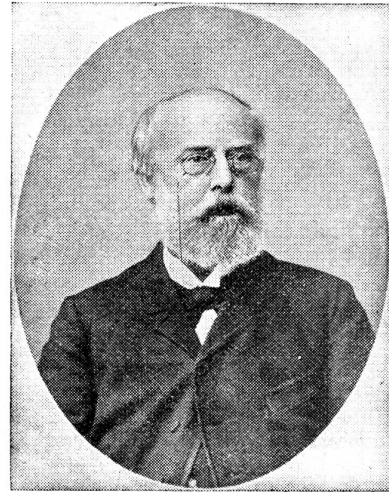
„Was sind wir schuldig?“ — Ja, ja, wir Städter sind undankbare Geschöpfe. Elsa.

Konrad Duden.

Seine Bedeutung für die Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung.

Zur 25. Wiederkehr seines Todestages, 1. August 1911.

Konrad Duden wurde in einer Zeit groß, als völlige Unsicherheit und Uneinheitlichkeit in rechtsschreiblichen Dingen herrschte. Wir haben im 19. Jahrhundert eine sogenannte



Konrad Duden.

historische Rechtschreibung, die die Schreibformen eng an die geschichtlichen Formen der Grammatik anlehnte, und eine andere Rechtschreibung, die nach dem Grundsatz verfuhr „schreib, wie du sprichst“. Gelegentliche Vermittler dürfen unberücksichtigt bleiben. Die Länder hatten ihre eigene Rechtschreibung, eine Annäherung war bis dahin nicht erfolgt.

Die ernstesten Schwierigkeiten im Gebrauch der Rechtschreibung (so darf man wohl sagen) hatten die Buchdrucker, die beim Leser und beim Verfasser stets Unrecht behielten. Bei ihnen also war die ärgste Not — sie mußten eine allgemein verbindliche Rechtschreibung erstreben.

Daneben stand die Schule mit dem Zwang, die Kinder eine Rechtschreibung lehren zu müssen, die vom Nachbarstaat nicht anerkannt wurde und die dann im Leben draußen zu Mißverständnissen führen konnte und auch häufig führte!

Die Drucker und die Schule haben die Rechtschreibung, die allgemein verbindlich sein sollte, erzwungen, oft genug gegen den Wunsch der Landesbehörden.

Die große Einigung wurde auf den sogenannten orthographischen Konferenzen (um 1900) erzielt; Drucker und Schulvertreter, Männer der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens reichten sich die Hand. Duden hat in diesen richtungsweisenden Besprechungen und in den Bestimmungen (den sogenannten Regeln) immer bewiesen, daß er die Entwicklung der Rechtschreibung anerkenne; er hielt nicht an Veraltetem nur fest, sondern wollte einer Rechtschreibung zum Sieg verhelfen, die mit der Sprachentwicklung mitging, ihr folgte, aber nicht nachhinkte!

Konrad Duden war Grammatiker, ein tiefer und genauer Kenner der Entwicklung unserer deutschen Sprache, er war ein selbständiger Forscher auf dem weiten Gebiet der Herkunft unseres Sprachschates. Darum mußte er auch in der Rechtschreibung der geschichtlich entwickelten (historischen) Schreibform zuneigen.

Für seine Zeit bedeutet Konrad Duden, von seinem kleinen orthographischen Hilfsbüchlein angefangen über die